

NACHRICHTEN

Blues-Pionier John Mayall gestorben

Der britische Musiker John Mayall ist tot. Er starb am Montag im Alter von 90 Jahren in Los Angeles. Auch wenn er weder besonders gut singen noch Gitarre spielen konnte, war er neben Alexis Korner die entscheidende Figur in der britischen Blues-Rock-Szene Anfang der 60er Jahre in London, aus der viele große Bands entstanden. In seiner Band Bluesbreakers spielten spätere Stars wie Eric Clapton, Jack Bruce, Mick Fleetwood, Peter Green und Sly Dunbar. Nachdem er in Manchester schon in den 50er Jahren in Bluetrios gespielt und Grafik Design studiert hatte, war er 1963 im Alter von 30 Jahren nach London gezogen. Seine »eigentümlich showlose und undynamische« Bluesmusik (»Rock Lexikon«) sei damals »eine Neuheit für das weiße England« gewesen, meinte Mayall 1997. 1968 zog er nach Kalifornien, wo sein Ruhm sukzessive verblasste. »Mayalls musikalische Mittel mögen begrenzt sein, sein Enthusiasmus ist es nicht«, sagte der Musikkritiker und Radiomoderator Manfred Miller einmal über ihn. Sein letztes Album »The Sun is Shining Down« kam 2022 heraus. AFP/nd

Pete Townshend mag keine Live-Auftritte

Wenn er etwas gehasst hat, dann waren es die Live-Auftritte, sagte der Who-Gitarrist Pete Townshend anlässlich des Erscheinens eines 14-CD-Box-Sets unter dem Titel »Live In Concert 1985-2001«. Es enthält Live-Alben, die der britische Musiker ursprünglich nur in streng limitiert über seine eigene Website veröffentlicht hatte und die seit Jahren vergriffen waren. DPA erzählte er nun: »Ich bin nie gerne aufgetreten. Nie. Ich habe nie einen einzigen Moment der Freude oder Erhebung dabei empfunden.« Er würde nicht verstehen, was was andere Musiker dabei empfinden: »Ich wünschte, ich könnte es. Ich liebe Musik und ich liebe es, Musik zu machen. Und ich bin gut im Performen, aber ich weiß nicht wie. Es passiert einfach. Es ist sehr, sehr merkwürdig.« dpa/nd

6000 Kalorien für Wolverine

Der Schauspieler Hugh Jackman spielt in dem Kinofilm »Deadpool & Wolverine«, der jetzt anläuft, wieder seine legendäre Rolle als Marvel-Comic-Held Wolverine an der Seite von Ryan Reynolds als Deadpool. Für seine Rückkehr als Wolverine musste Hugh Jackman eine Zeit lang 6000 Kalorien täglich zu sich nehmen und intensives Krafttraining machen, wie der 55-Jährige DPA erzählte. Hatte er bei den Vorbereitungen jemals das Gefühl, keine Lust mehr auf das harte Training zu haben? »Ich bin ein Schauspieler«, bemerkte der Australier: »Ich beschwere mich die ganze Zeit.« dpa/nd

MEMO DES TAGES

»Mir hat auch niemand gesagt, wie man Kapitalist wird!«

Dagobert Duck
In »Micky Maus« Nr. 23/1968



Mit altem Geld ist es wie mit dem Beton: Es kommt immer darauf an, was man daraus macht.

Olsenbande aus Halberstadt

Wieder einmal scheitert eine Komödie über Ostdeutsche an ihrem Gegenstand: »Zwei zu Eins« von Natja Brunckhorst

FRANK SCHIRRMMEISTER

Das deutsche System der Filmförderung stark reformbedürftig ist, wird seit Langem konstatiert. Beklagt wird vor allem, dass im Dickicht der verschiedenen Fördergremien oft die künstlerische Qualität auf der Strecke bleibt und mehr auf erhoffte Einspielergebnisse und die Marktgängigkeit gelinst wird, anstatt unabhängige innovative Erzählformen zu unterstützen.

Wie berechtigt solche Kritik ist, wird am Beispiel von »Zwei zu Eins« deutlich. Über zwei Millionen Euro an Fördermitteln konnte dieses multiple Desaster von Film einwerben; für deutsche Verhältnisse eine große Summe. An den Referenzen von Regisseurin Natja Brunckhorst kann es kaum liegen, dass die Erwartungen offenbar recht hoch waren. Brunckhorsts erste Regiearbeit nach einer langen Schauspielkarriere (bekannt wurde sie 1981 als jugendliche Hauptdarstellerin in »Wir Kinder vom Bahnhof Zoo«), die belanglose Komödie »Alles in bester Ordnung« mit Corinna Harfouch, wollten 2022 lediglich rund 30 000 Zuschauer im Kino sehen.

Vielleicht denkt man in den Gremien auch, es könne nicht schaden, gezielt Stoffe zu fördern, die im Osten Deutschlands angesiedelt sind, um der anhaltenden Kritik an der mangelnden Repräsentation Ostdeutscher in Politik, Gesellschaft und Kultur zu begegnen. Nun ja, was Brunckhorst aus der Geschichte über unbeabsichtigte Folgen der deutsch-deutschen Währungsunion 1990 gemacht hat, perpetuiert so ziemlich alle Klischees, die es über die einfältigen, aber schlaun, letztlich jedoch herzenguten und unheimlich solidarischen Ossi so gibt, und ist damit beileibe kein Beitrag zur deutsch-deutschen Verständigung.

Man fragt sich, welches Bild von den Ostdeutschen im Westen heute immer noch vorherrscht, wenn die Macher des Filmfests München, wo »Zwei zu Eins« als Eröffnungsfilm lief, im Interview in dieser Zeitung ernsthaft behaupten, der Film nähme seine Akteure ernst. Das ist in etwa so, als wollte man den Winnetou-Filmen aus den 60er Jahren einen dokumentarischen Charakter zugestehen.

Die Grundidee von »Zwei zu Eins« beruht auf historischen Tatsachen: Nach Währungsunion und Einführung der D-Mark am 1. Juli 1990 in den zukünftigen »neuen Ländern« galt es, die Banknoten der DDR im Wert von 109 Milliarden Mark irgendwie zu entsorgen. Man entschied, einen Großteil des Bar-

Man fragt sich, wieso niemand Brunckhorst abgeraten hat, einen Film über eine Zeit zu schreiben, mit der sie nichts verbindet.

geldbestands in einer Tunnel- und Stollenanlage in Halberstadt einzulagern, wo die Scheine verrotten sollten (das Münzgold wurde eingeschmolzen). Anfang des neuen Jahrtausends bemerkten die Behörden, dass aus dem Geheimversteck regelmäßig Geld verschwand und auf dem Sammlermarkt auftauchte. Wundersamerweise wollten die Scheine einfach nicht verrotten, woraufhin beschlossen wurde, den Rest zu verbrennen.

So weit, so wahr. Aus dieser Vorlage entwickelte Brunckhorst, die auch das Drehbuch schrieb, eine Räuberpistole, der es nicht nur an Plausibilität, sondern auch schlicht an Kenntnis der Umstände des Vereinigungsprozesses mangelt. In ihrem Film entdeckt eine Gruppe junger Leute aus einem Halberstädter Plattenbau um den 1. Juli herum das Geheimnis des Stollens. Gemeinsam mit der verschworenen Hausgemeinschaft beschließen sie, sich am Westen zu rächen (wofür eigentlich, wird nicht recht klar) und steigen über den Lüftungsschacht in den Stollen ein, um rucksackweise Ostgeld herauszuholen. Aber was wollen sie noch mit den inzwischen wertlosen Scheinen?

Die Idee klingt ebenso abstrus wie ausgedacht: Während DDR-Bürger bis zum Stichtag 1. Juli ihr Geld aufs Konto einzahlen mussten, wo es dann in D-Mark umgetauscht wird (Bargeldumtausch war nicht erlaubt), dürfen Westdeutsche angeblich bis zum 6. Juli noch Ostgeld einzahlen und damit umtauschen, eine Regelung, von der der Rezensent noch nie gehört hat.

Die Gnadenfrist zwischen dem 1. und dem 6. Juli nutzen die Freunde, um bei westdeutschen Vertretern und Geschäftsleuten, die zusammen mit der neuen Währung das Land überfluten, tonnenweise Waren und Konsumgüter zu kaufen und mit dem geklauten Ostgeld zu bezahlen. Die begehrten westlichen Konsumprodukte sollen anschließend für gutes Westgeld weiterverkauft werden, womit der Umtausch der alten Scheine – man könnte auch sagen, die Geldwäsche – gelungen wäre. Schon bald stapeln sich in allen Wohnungen des Blocks die Kartons mit Kochtöpfen, Mikrowellen, Stereoanlagen und all dem Schrott der Konsumgesellschaft bis zur Decke.

Es erscheint rätselhaft, wie es Brunckhorst mit diesem weitgehend unsinnigen Drehbuch gelingen konnte, ein so beeindruckendes Schauspielensemble zu versammeln. Neben Sandra Hüller, inzwischen schon die »Grande Dame« des deutschen Films, spielen so bekannte Namen wie Max Riemelt, Ronald Zehrfeld, Ursula Werner, Martin Brambach und Peter Kurth. Dass sie

durchweg aus dem Osten stammen, soll dem Film wohl eine gehörige Portion Authentizität verleihen, und tatsächlich meint man, einem Klassentreffen der ostdeutschen Schauspielelite beizuwohnen. Diese Klamotte von Film vermögen sie jedoch bei aller Spielfreude nicht zu retten.

Brunckhorst hat sichtlich keinerlei Ahnung von dem Milieu, welches sie beschreibt, und kein Gespür für Stimmung, Tonlage, Dialoge etc. Man fragt sich, wieso niemand ihr abgeraten hat, einen Film über ein Land und eine Zeit zu schreiben, mit dem und mit der sie nichts verbindet. Es ist ja mitnichten erforderlich, dass ein Autor die Zeit erlebt haben muss, über die er schreibt, um zu einer – gerne auch gegenwärtigen – Interpretation zu kommen. Es gibt genügend Beispiele, wie sich jemand auch ohne eigene Zeitgenossenschaft durch gründliche Recherche seinem Gegenstand nähern kann (erwähnt sei Dominik Grafts kongeniale Erich-Kästner-Verfilmung »Fabian oder der Gang vor die Hunde« von 2021). Aber Brunckhorst ist sogar Zeitgenossin (Jahrgang 1966), hat aber erkennbar weder einen sachlichen noch gefühlsmäßigen Zugang zum Sujet gefunden.

Ach ja, eine Liebesgeschichte gibt es auch noch, jedoch bleibt die Dreiecksbeziehung zwischen Sandra Hüller, Ronald Zehrfeld und Max Riemelt reine Behauptung. So ändert der Film irgendwo zwischen »Olsenbande« und »Go Trabi Go« dahin. Eine kritische Position nimmt Brunckhorst nicht ein, auch wenn ihre Protagonisten mit der ganzen Aktion des Geldumverteils dem Kapitalismus vermeintlich »ein Schnippchen schlagen« wollen. Das »Schnippchen« besteht letztlich darin, als gelehrige Schüler der Marktwirtschaft ebenso raffgierig und hinterlistig zu sein wie die »wahren« Kapitalisten.

Immerhin soll all das angehäufte Geld nicht der persönlichen Bereicherung, sondern dazu dienen, selbst Kapitalist zu spielen und den abgewickelten VEB, in dem viele der Hausbewohner tätig waren, von der Treuhand zurückzukaufen – eine weitere bizarre Wendung des Drehbuchs. Der kollektive Eifer und die Kreativität, den die Hausbewohner beim Geldanhäufen an den Tag legen, lässt den Betrachter allerdings eher traurig denn amüsiert zurück. Aber selbst dieser Impuls verflüchtigt sich rasch angesichts des offenkundigen Unsinn, den uns die Regisseurin hier aufischt.

»Zwei zu Eins«, Deutschland 2024. Regie und Drehbuch: Natja Brunckhorst. Mit: Sandra Hüller, Max Riemelt, Ronald Zehrfeld, Peter Kurth. 116 Min. Kinostart heute.